

Erkundung ethnologischer Arbeitsfelder

Jahrgang 17 Heft 2 | 2015

Frank André Weigelt im Gespräch mit Laura Kingston

„Es geht also um Engagement“

Ethnoscripts 2015 17 (2): 197-207

eISSN 2199-7942

Abstract

Im vergangenen Jahrzehnt hat sich das Studium der Ethnologie gravierend verändert. Anstelle von Magister und Diplomstudiengänge wurden der Bachelor und der Master Studiengang eingeführt. Das geschah vor allem vor dem Hintergrund der Bologna-Reform, die auf eine europaweite Harmonisierung von Studiengängen und -abschlüssen sowie auf internationale Mobilität der Studierenden zielt. Der Bologna-Prozess verfolgt dabei drei Hauptziele: Die Förderung von Mobilität, von internationaler Wettbewerbsfähigkeit und von Beschäftigungsfähigkeit. Vor diesem Hintergrund stellen sich in Bezug auf Letzteres u.a. Fragen nach der Berufsorientierung innerhalb ethnologischer Studiengänge. Was könnte da mehr von Interesse sein als die individuelle Berufsplanung von Studierenden, die sich in diesem System bewegen. Das folgende Interview zielt dabei auf eine exemplarische Besprechung dieses Thema zwischen Frank André Weigelt, als Fachstudienberatung am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg und Frau Laura Kingston als Studierende im Studiengang BA-Ethnologie an derselben Universität.

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: lfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0 International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

„Es geht also um Engagement“

Frank André Weigelt im Gespräch mit Laura Kingston

Im vergangenen Jahrzehnt hat sich das Studium der Ethnologie gravierend verändert. Anstelle von Magister und Diplomstudiengängen wurden der Bachelor und der Master Studiengang eingeführt. Das geschah vor allem vor dem Hintergrund der Bologna-Reform, die auf eine europaweite Harmonisierung von Studiengängen und -abschlüssen sowie auf internationale Mobilität der Studierenden zielt. Der Bologna-Prozess verfolgt dabei drei Hauptziele: Die Förderung von Mobilität, von internationaler Wettbewerbsfähigkeit und von Beschäftigungsfähigkeit. Vor diesem Hintergrund stellen sich in Bezug auf Letzteres u.a. Fragen nach der Berufsorientierung innerhalb ethnologischer Studiengänge. Was könnte da mehr von Interesse sein als die individuelle Berufsplanung von Studierenden, die sich in diesem System bewegen.

Das folgende Interview zielt dabei auf eine exemplarische Besprechung dieses Thema zwischen Dr. Frank André Weigelt als Fachstudienberatung am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg und Frau Laura Kingston als Studierende im Studiengang BA-Ethnologie an derselben Universität.

Interview

F: Laura, hast Du schon konkrete Berufspläne für die Zeit nach Deinem Studium?

L: Ja, die habe ich. Und zwar möchte ich Journalistin werden. Das möchte ich seit ich ungefähr vierzehn bin. Und das stand immer vor allem.

F: Was für ein Schlüsselerlebnis hattest Du, dass Du einen solchen Fixpunkt in Deinen Leben hast und genaue Vorstellungen davon, was Du machen möchtest?

L: Ich will keine Schleichwerbung machen, aber ich habe mir als Jugendliche die Zeitschrift „Spiegel“ gekauft, weil ich politisch interessiert war. Ich hatte auch eine Politik-AG in der Schule und dann wollte ich lesen, was die Erwachsenen so lesen. Da dachte ich, dass es voll cool wäre, wenn man die Fähigkeit hat, komplexe Zusammenhänge in Worte zu bringen, die dann interessant für andere sind. Ich hatte schon immer eine Faszination an Texten und an Wörtern.

F: Wie siehst Du Deinen Ausbildungsweg insgesamt, bis Du da bist, wo Du Dich beruflich in der Zukunft siehst?

L: Einen konkreten Plan gibt es nicht. Weil man ja nie genau weiß, wo es einen hinführt. Aber die grobe Richtung besteht auf jeden Fall aus Praktika, freier Mitarbeit und aus dem Sammeln von viel Praxiserfahrung im Allgemeinen. Was mir von sehr vielen Menschen mitgegeben wurde, die in diesem Bereich arbeiten, ist, dass es eben viel darauf ankommt, überall schon mal die Nase hineingesteckt zu haben. Nicht nur um das Handwerk zu lernen, sondern auch um Kontakte zu knüpfen. Und ich denke, über diesem Weg werde ich über kurz oder lang mein Ziel erreichen. Das ist meine Idealvorstellung.

F: Das hört sich sinnig an. Es geht also um Engagement?!

L: Ja, genau, Engagement einfach. Wichtig ist es auch, sich viel Kritik von Leuten zu holen, die in dem Business schon tätig sind. Kritik hilft einem, sich zu verbessern, z.B. mal jemanden einen Text zum Lesen geben, der schon lange in dem Beruf arbeitet. Und die Möglichkeit hat man halt bei Praktika.

F: Was denkst Du, wie wichtig ist es, sich schon vor oder zu Beginn des Studiums mit einer Planung für die Zeit nach dem Studium zu beschäftigen?

L: Ich glaube, das ist gar nicht mal wichtig. Ich bin zwar das krasse Gegenteil an Beispiel, weil ich, seit ich vierzehn bin, weiß, was ich machen möchte und das auch verfolge. Aber ich glaube, das Studium gibt oft erst mal Impulse, um darüber nachzudenken, was man eigentlich beruflich machen möchte und wo man im Leben steht. Man muss nicht von den Kinderschuhen an wissen, wo man später hin will.

F: Denkst Du, dass kann immer so weiter gehen? Oder muss man für sich selbst irgendwann den Schritt wagen und sich sagen, das oder das will ich jetzt machen?

L: Ich glaube schon, dass eine gewisse Gefahr besteht. Gerade weil es so viele Möglichkeiten gibt. Aber es gibt ja zum Beispiel auch Menschen, die gar keinen geradlinigen Weg gehen wollen. Ich glaube, dass diese gesellschaftlichen Idealbilder nicht immer sein müssen. Mir selber würde eine solche Option keinen Spaß machen, weil ich ein Mensch bin, der sehr ehrgeizig ist. Ich verstehe Beruf als Berufung. Aber es gibt halt auch Menschen, die sehen das anders und machen das, was ihnen Spaß macht.

F: Ja, das ist tatsächlich eine ganz individuelle Herausforderung, sich mit alltäglichen Sachzwängen zu arrangieren. Bis wann sollte Deiner Ansicht nach jemand seine Berufspläne für das spätere Leben konkretisieren?

L: So, dass man zufrieden ist, würde ich sagen.

F: Das haben wir uns in ähnlicher Weise gestern in meinem Seminar zur Berufsfelderkundung gefragt: „Warum sind dann eigentlich so viele Menschen so unzufrieden mit ihrem Job?“

L: Und was war Euer Ergebnis?

F: Eine Hypothese war, dass viele Menschen sich wahrscheinlich überlegen müssen, wie sie Geld verdienen, um den monetären Sachzwängen des Alltags zu begegnen. Sie mussten sich dann konkret Pläne zum Gelderwerb machen und irgendeine Tätigkeit aufnehmen. Spielt das physische Alter bei Deinen Überlegungen eine Rolle?

L: Würde ich nicht sagen. Ich würde sagen, es ist ein innerer Zustand, den man erreichen muss. Es geht um Zufriedenheit.

F: Da gehe ich sofort mit Dir d'accord. Das erinnert mich an die Geschichte von Diogenes in der Tonne, auch bekannt als Diogenes von Sinope. Kennst Du die Anekdote?¹

L: Klar doch, aus der Philosophie.

F: Wie ist es mit der Familienplanung? Ist sie wichtig bei Deinen Überlegungen?

L: Wenn man mich jetzt in eine Schublade stecken würde, dann wäre es wahrscheinlich die der Karrierefrau. Ich möchte später schon gerne eine Familie haben und ich glaube, wenn der richtige Mann und der richtige Zeitpunkt kommen, dass es dann auch zu vereinbaren wäre. Ich habe mir dazu noch keine richtigen Gedanken gemacht, weil ich mich noch für zu jung fühle. Aber ich glaube, dass es funktionieren könnte. Es ist nur nicht mein primärer Gedanke, wenn ich an meinen Berufsweg denke.

F: Das ist interessant, ich habe mich da letztes mit einer Kollegin drüber unterhalten, dass oft der Eindruck entsteht, dass sich viele Studierende gar keine Gedanken über ihre Zukunftsplanung machen und auch gar nicht so sehr auf Karriere und Beruf aus sind. Sondern viel mehr Wert auf Familie, auf soziale Geborgenheit und Sicherheit legen.

L: Ich verstehe das. Allerdings glaube ich auch, dass sich das noch schlechter planen lässt als eine Karriere. Wenn man sich anstrengt, dann kann man wahrscheinlich eine Anstellung in einem Beruf bekommen. Das verhält sich für die Familienplanung eher anders. Das ist eher Schicksal oder Zufall oder wie man es auch immer beschreiben möchte. Das läuft ja eben nicht gradlinig und planbar in dem Sinne, dass ich mit 25 meinen Traummann kennenlernen und dann mit 27 schwanger werde und und und.

F: Und welche Bedeutung haben diese Begebenheiten (Alter und Familienplanung) Deiner Meinung nach bei der Anstellungsfindung und Berufsausübung im Bereich des Journalismus?

1 Hier kurz der geschichtliche Hintergrund: Alexander der Große besuchte den bekannten griechischen Philosophen. Er wandte sich an ihn und gewährte ihm die Erfüllung seines größten Wunsches. Daraufhin antwortete der Philosoph: „Geh mir aus der Sonne!“. Alexander war von dieser Antwort so begeistert, dass er daraufhin zu seinen Gefolge sagte: „Wäre ich nicht Alexander, wollte ich Diogenes sein“.

L: Ich glaube, man sollte sich im Bereich des Journalismus erst einmal darauf einstellen, dass man als freier Mitarbeiter tätig ist und keine Festanstellung bekommt. Insofern ist auch die Familienplanung relativ frei. Du bekommst halt nur dann Geld, wenn Du Dir auch die Zeit nimmst, einen Beitrag zu erstellen.

F: Hat diese freie Mitarbeit in den letzten Jahren stark zugenommen oder war das schon immer so?

L: Das hat in den letzten Jahren super stark zugenommen. Z.B. wurden bestimmte Redaktionen bei Gruner und Jahr komplett aufgelöst und dann gab es nur noch freie Mitarbeiter. Ein Grund dafür ist, dass es günstiger ist. Die Ersparnis ergibt sich vor allem aus dem Wegfall zu zahlender Sozialabgaben. Als Arbeitgeber kannst Du die freien Mitarbeiter auch günstiger vergüten. Es gibt dann einen Festpreis pro Beitrag. Die betreffende Person muss dann eben zusehen, dass sie effizient arbeitet. Eine weitere Gefahr besteht dann darin, sich selbst auszubeuten.

F: Was denkst Du ist wichtig, um mit großer Sicherheit erfolgreich eine Anstellung in Deinem benannten Berufsfeld, dem Journalismus, zu finden?

L: Zu aller erst: Leidenschaft. Man muss dafür brennen, um da was reißen zu können. Wenn man sich nicht sicher oder nur halbherzig dabei ist, dann ist die Medienbranche nichts für einen. Dann sind wichtig: Praktika beziehungsweise sehr viel Praxiserfahrung, die es zu sammeln gilt. Zudem ist es wichtig, sich immer weiter entwickeln zu wollen. Selbst gestandene Journalisten entwickeln sich immer weiter. Es ist wichtig, immer weiter zu lernen. Dazu gehört Neugier. Wer sich selbst nicht als neugierig bezeichnen würde, sollte vielleicht etwas anderes machen. Ich denke, Neugier ist eine Grundeigenschaft von Journalisten. Dass sie neugierig in die Welt gehen und Dinge hinterfragen und immer wissen wollen, warum bestimmte Dinge so sind wie sie sind. Offenheit braucht es auch. Offenheit im Umgang mit Menschen, da man auf jeden Fall mit Menschen zusammenarbeitet. Und man braucht auch Selbstbewusstsein und Durchhaltevermögen. Man muss viele Niederlagen hinnehmen können, viel Kritik, viele Absagen von Bewerbungen auf Stellen oder von eingereichten Beiträgen. Es ist wichtig, dass man sich davon nicht entmutigen lässt.

F: Das sind tatsächlich wichtige Punkte, wie ich meine.

Als nächstes würde ich gerne von Dir wissen: Warum studierst Du Ethnologie?

L: Wenn man Journalist werden möchte, kann man eigentlich alles studieren. So ein Text kann ja über alles geschrieben werden. Im Endeffekt war es bei mir eine Interessensfrage. Ganz stumpf. Ich bin alle möglichen Fächerkombinationen durchgegangen und dann dachte ich, Ethnologie und Geschichte, das ist eine gute Kombi, um eine breite Wissensbasis und einen weiten geistigen Horizont zu bekommen. Ich glaube, ein weiter Wissenshorizont ist für

Journalisten sehr wichtig. Die Ethnologie hat mich unter anderem gelehrt, meinen Blick zu öffnen im Umgang mit Menschen aus anderen kulturellen Kontexten. Sich einfach mal von einer eurozentrischen Sichtweise lösen.

F: Welche ethnologischen Kompetenzen sind aus Deiner Sicht besonders relevant für eine Arbeit als Journalistin?

L: Auf jeden Fall sollte der eigene Blick kulturellrelativistisch sein. Das ist gerade in heutiger Zeit wichtig, in der sich Prozesse einer fortschreitenden Globalisierung immer stärker durchsetzen und im Alltäglichen hervortreten. Das ist z.B. auch wichtig bei Themen der Migration und der Flucht. Wichtig ist zu versuchen, den Anderen zu verstehen.

Natürlich hat das auch eine Grenze. Weil der Beitrag schon irgendeine Aussagekraft haben sollte/muss. Ich glaube aber, dass eine kulturellrelativistische Herangehensweise wichtig ist, weil sie einen guten Gegenpol zur ganzen Boulevardpresse liefert, zu Bild und Co, die vornehmlich Vorurteile schüren. Daher ist dieses Vorgehen meines Erachtens wichtig, wenn man guten Qualitätsjournalismus machen möchte. Des Weiteren ist die Methodenausbildung wichtig. Die Spannweite an Interviewtechniken und -methoden zu kennen, hat mich weiter gebracht und mein Kompetenzspektrum erweitert.

F: Ok, du hast jetzt die Fachkompetenz angesprochen und die Methodenkompetenz. Wie verhält es sich mit der Sozialkompetenz?

L: Ja, auf jeden Fall. Gerade die gelehrte Offenheit gegenüber dem Anderen und die Diskutierfreudigkeit im Fach helfen.

F: Welche ethnologischen Konzepte sind in Deinem angehenden Arbeitsfeld hilfreich? Z.B. Transnationalismus, Diaspora, Gouvernamentalität, Gender und viele mehr.

L: Teilnehmende Beobachtung ist wichtig. Ein Beitrag oder ein Bericht wird interessanter, wenn der Journalist erzählt, wie er da mitgemacht hat. Wenn er die Trennung zwischen nicht-wissendem Leser und Insider aufhebt und ein kleines Fenster öffnet, in dem er darüber berichtet, wie es ist, in das Feld einzutauchen. Das finde ich wichtig, denn man möchte ja Informationen vermitteln und zugleich interessant rüber kommen. Ich glaube, dass man damit die Leute abholen kann.

Deine genannten Konzepte sind alle super wichtig. Je nach dem, in welchem Bereich man arbeitet, insbesondere wenn man im gesellschaftlichen/politischen Bereich arbeiten möchte. Z.B. Gender ist top aktuell, gerade weil ich glaube, dass sich viele Menschen sehr wenig mit dem Thema beschäftigen. Vielleicht sind solche Themen wichtig in Großstädten, aber vielleicht auch schon nicht mehr in Randbezirken oder auf dem Land oder in spezifischen Milieus. Die Medien haben da die Kompetenz, aufzuklären über bestimmte Themen. Es können Themen angesprochen werden, die sonst so gar nicht im Alltag der Menschen vorkommen. Solche Konzepte können dann durch jour-

nalistische Arbeit für eine breitere Maße zugänglich gemacht und in ihrer Komplexität runter gebrochen werden.

F: Welche ethnologischen Theorien unterstützen Dich Deiner Ansicht nach bei Deiner zukünftigen Tätigkeit?

L: Bei fundiertem Journalismus sind Theorien durchaus wichtig. Ich glaube, man würde niemals einen Artikel über eine solche Theorie schreiben und man würde wahrscheinlich auch nicht irgendeine Theoretiker in den Artikeln erwähnen. Es sei denn, es ist ein Beitrag im Feuilleton. Aber ich glaube, wenn man Theorien im Hinterkopf hat, dann hat man auch mehr Ideen für Artikel und Berichte. Ich hab gerade z.B. ein interessantes Seminar über Raumtheorien. Das ist ein Feld, über das ich bisher noch gar nicht nachgedacht habe. Also über den Raum an sich und wie Menschen in diesem Raum zusammen leben. Gerade das Beispiel Flüchtlingslager hat mir viele neue Ideen gegeben, wie man an das Thema herangehen kann. Es gibt eben auch andere Aspekte neben dem, was gesagt wird von Flüchtlingen oder von den Sozialarbeitern. Das wäre so, wenn man das Flüchtlingslager dann auch raumperspektivisch analysiert und die Ergebnisse in den Artikel aufnimmt. Theorien geben einem Ideen und machen Beiträge fundierter.

F: Wirst Du während Deines gegenwärtigen Studiums im Allgemeinen auf Praxisfelder und Anwendungsbereiche vorbereitet, in denen ein Studium der Ethnologie Sinn macht?

L: Im Grunde genommen: nein. Ich kann jetzt allerdings nur für mich sprechen, da ich ja selbst schon so viel für meinen Beruf später mache und es versuche. Aber ich glaube, wenn man die ganzen Praktika und selbst initiierten Sachen nicht macht, dass man dann nicht aus dem Studium rausgeht und denkt: „Ich fühle mich jetzt gut vorbereitet auf irgendein Berufsfeld.“ Die ganzen Angebote und Veranstaltungen im Bereich der Allgemeinen Berufsqualifizierung (ABK-Bereich) sind eher nur ein Tropfen auf den heißen Stein. So lange man sich nicht selber engagiert, ist man nicht sonderlich gut vorbereitet. Ein Studium reicht nicht. Man muss sich selber engagieren.

F: Ah, ok. Du sagst eigene Initiative und eigenes Engagement sind wichtig. Das schätze ich auch, dass das ein wichtiger Ansatz ist. Ich glaube auch, dass es oft nur darum gehen kann, Anreize zu setzen.

L: Eben. Das Studium ist so unfassbar kurz. Ich bin jetzt im vierten Semester und habe sehr viele interessante Impulse bekommen, aber ich habe nicht das Gefühl, dass ich in zwei oder vielleicht drei Semestern voll die Ahnung habe. Ich denke auch, dass ganze Studium ist nicht drauf ausgelegt, einen Beruf zu bekommen, wie z.B. in der Medizin. Wir studieren eben eine Geisteswissenschaft, die das Denken strukturiert und Impulse setzt, aber einem eben nicht den Fahrplan gibt, wie man jetzt zu dem und dem Beruf kommt.

F: Hast Du Dir schon einmal überlegt, ob es für Dich Sinn machen könnte, wenn Du Dich für einen Platz an der Henri-Nannen-Schule bewirbst?

L: Ja, das möchte ich auf jeden Fall machen, nach meiner BA-Arbeit. Ich wollte mich auf einige Sachen bewerben, sowohl bei der Schule als auch auf Volontariate und auf weitere Praktika, als auch auf Masterstudiengänge. Ich möchte mir soweit wie möglich alles offen halten und dann mal schauen, wo es hingeht.

F: Ich würde gerne wieder zurückkommen auf den Journalismus und Deine Erfahrungen in diesem Berufsfeld. Du sagtest ja bereits, Praktika und Praxiserfahrung sind enorm wichtig. Schreibst Du eigentlich viele Beiträge für Zeitschriften neben dem Studium?

L: Jetzt gerade nicht. Das hat den Grund, dass man da nur schwer oder gar nicht rein kommt. Gut läuft so etwas über Praktika. Ich hab z.B. letztes Jahr ein Praktikum bei GEOlino.de gemacht. Da habe ich selber eine Themenreihe entwickelt und durfte das danach als freie Mitarbeiterin weitermachen. Irgendwann lief das dann aus bei Gruner und Jahr.

F: Was war das für eine Themenreihe?

L: Die hieß „Engagiert“ und da ging es um Jugendliche und Kinder, die sich für den guten Zweck einsetzen. Da gibt es die unterschiedlichsten coolen Gruppen, die sich z.B. für Flüchtlinge einsetzen, diesen Gitarren- oder Deutschunterricht geben oder zusammen mit Flüchtlingen Fußball spielen und vieles mehr.

F: Du hast mir ja bereits erzählt, dass Du viele Praktika gemacht hast. Magst Du mal erzählen, wo und wie lange?

L: Alle?

F: Ja, genau, benenne mal alle.

L: Ich hab angefangen bei der Rheinischen Post. Die gibt es in Düsseldorf und Umgebung und am Niederrhein. Und ich war in der Region Niederrhein in der Lokalredaktion einer Stadt mit 30.000 Einwohnern. Das Praktikum ging über drei Wochen, im Rahmen des Schulpraktikums. Da war ich 15 Jahre alt. Dann hatte ich in den darauf folgenden Jahren relativ viele Schwierigkeiten, einen Praktikumsplatz zu finden, weil die Medienlandschaft bei mir zuhause nicht besonders groß ist, sag ich mal. Der Niederrhein ist ja nur eine Ansammlung von Dörfern, die alle die gleiche Tageszeitung beziehen.

Daran im Anschluss bin ich mit 19 Jahren nach London gegangen und als ich nach ein paar Wochen wieder kam, habe ich ein Praktikum bei Antenne Niederrhein gemacht. Das ist der Radiosender der Region am Niederrhein. Die Musik ist ähnlich wie bei Antenne Bayern oder Antenne Niedersachsen. Viele Beiträge werden in den lokalen Redaktionen erstellt.

Dann habe ich Praktikum bei einem Fotografen in Aachen gemacht, vier Wochen lang im gleichen Sommer wie bei Antenne Niederrhein. Weil ich dachte, wenn ich mal etwas über Fotografie lerne, dann bin ich auch besser ausgestattet. Das bringt einem dann auch was für später und Fotojournalismus gibt es ja auch.

Später habe ich ein Praktikum bei einem Onlinemedium namens Erdbeerlounge gemacht. Das ist in Köln ansässig. Da ging es um Lifestyle, sprich Mode, Rezepte, Stars, Klatsch und Tratsch. War eine lustige Erfahrung für die kurze Zeit von drei Monaten.

Darauf folgte mein Praktikum bei der Aachener Zeitung. Das war ganz cool, weil ich da richtig, richtig viel machen durfte. Das war für fünf Wochen. Da habe ich dann z.B. auch den Bürgermeister von Aachen interviewt.

Dann bin ich nach Hamburg gekommen und habe als freie Mitarbeiterin in einer Medienagentur gearbeitet und geschrieben.

Im Anschluss habe ich ein dreimonatiges Praktikum bei Gruner und Jahr gemacht, bei GEOlino.de.

Und dann folgte ein zweiwöchiges Praktikum bei NDR Kultur.

Jetzt mache ich in zwei Monaten ein Praktikum bei RTL Nord und dann ein Praktikum bei Spiegel TV.

F: Krass. Ich finde, da ist irgendwie eine Steigerung drin. Zumindest was den Bekanntheitsgrad der Organisationen betrifft.

L: Ja, man muss auf jeden Fall erst mal klein anfangen. Man erhofft sich bei den Praktika nicht nur, dass man was dabei lernt, sondern dass man dadurch noch bessere Praktika bekommt. Und dadurch vielleicht später ein Volontariat.

F: Ja, das hört sich so an und erscheint mir sinnig, wenn ich mir deine Erzählung vor Augen führe.

L: Viele Praktikumsplätze bekommt man halt auch durch Vitamin B. Indem man ein entsprechend weites Netz an Personen aufbaut. Ich habe mich allerdings auf die meisten Praktika beworben und diese auch so bekommen. Viele Menschen fragen mich auch: „Wie hast Du das Praktikum bei Spiegel-TV bekommen“, und dann antworte ich: „Ich habe mich halt da beworben.“

F: Wie siehst Du die Praktika in der Rückblende? Waren Sie hilfreich für Deine Berufsorientierung?

L: Auf jeden Fall. Mich haben am meisten die Praktika überrascht, auf die ich gar keinen Bock hatte. Z.B. das Praktikum bei der Aachener Zeitung, da hatte ich eigentlich gar keine Lust zu. Weil ich schon in Hamburg wohnte. Aber da hatte ich dann eine echt super gute Zeit. Da habe ich so viel gelernt und ich wurde so viel eingesetzt. Eigentlich gab es auch keine Vergütung für das Praktikum, aber am Ende haben sie mir pro Artikel den Satz gegeben, den sie freien Mitarbeitern geben. Sie meinten, ich hätte einen solchen Mehrwert geliefert, dass es unfair wäre, wenn sie es mir nicht bezahlen. Das war eine richtig gute Erfahrung.

Auf der anderen Seite habe ich aber auch schon sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Gerade beim NDR Kultur. Ich bekam keine Aufgaben. Das war das sinnloseste Praktikum, das ich bisher gemacht habe.

Im Allgemeinen überwiegt jedoch das Gefühl, dass mich Praktika weiter bringen, z.B. konnte ich meinen Schreibstil verbessern und meine Interviewtechnik und -erfahrung ausbauen. Ich kann jetzt in ein Interview gehen und bin nicht mehr so aufgeregt und kann mich gut dabei fühlen.

Letztendlich haben mir alle Praktika was gebracht. Z.B weiß ich jetzt, wo ich später mal nicht arbeiten will.

F: Hattest Du einen guten Einblick in die Tätigkeitsfelder?

L: Das hängt vom Praktikum ab. Das hängt davon ab, wie viele Kompetenzen sie den Praktikanten zusprechen.

F: Wurdest Du bezahlt?

L: Wenn ich bezahlt wurde oder werde, war und ist das ein Ausnahmefall. Bei manchen Praktika bekam und bekomme ich allerdings Geld, je nach Stelle zwischen 200-500€ pro Monat. Bei den 500€ musste ich allerdings die Sozialbeiträge bezahlen.

F: Hattest Du das Gefühl, dass Du ausgebeutet wurdest? Wenn ja, wieso?

L: Ja, auf jeden Fall. Gerade in der einen Redaktion, deren Name hier unerwähnt bleibt, hat das ganze Konzept auf Praktikantenarbeit basiert. Sie wollten halt Geld einsparen. Daher hing viel an einem als Praktikantin. Das gibt einem zwar viel Verantwortung, was auch echt nett ist, weil man dann auch viel machen darf, aber auf der anderen Seite rackert man sehr viel. Im Endeffekt bekommt man dann halt einen Stundenlohn von 1,20€.

Bei einer anderen Stelle hing auch viel von mir ab. Da waren es nur die Chefin, eine Mitarbeiterin und ich, die die ganze Arbeit gemacht haben. Aber da habe ich auf andere Art viel zurückbekommen. Ich habe viel gelernt. Und ich glaube, das ist auch der Konsens, wenn man Praktika absolviert. Für seine Arbeit erhält man Bildung und Wissen. Das ist häufig die Legitimationsstrategie der Verantwortlichen. Bei manchen Praktika ist das aber eben nicht der Fall, will sagen, bei manchen erhält man Wissen und bei anderen nicht.

F: Bekamst Du bei Deinen Stellen einen Praktikumsvertrag? Bietet ein solcher Vertrag Vorteile?

L: Ganz am Anfang hatte ich keine Praktikumsverträge. Aber danach hatte ich immer ausführliche Verträge.

Vorteile bietet es in vielen Fällen, z.B. hat man geregelte Urlaubszeiten. Ich war ja für drei Monate bei Gruner und Jahr und ich hatte acht Tage Urlaub. Das war cool. In manchen Fällen hatte ich eine geregelte Vergütung im Vertrag vermerkt. Das war auch ganz gut, dass das abgesichert ist. Es bietet eben Sicherheit, ein solcher Vertrag.

F: Gibt es auch Nachteile aus Deiner Sicht?

L: Ja, schon. Z.B. die Beiträge, die Du für die Organisationen produzierst, für einen sehr geringen Stundenlohn, wenn man es mal so darstellen möchte, gehören denen dann. Ich sag mal, wenn Du da jetzt die zündende Idee für

irgendeinen coolen Artikel hast, kannst Du nicht sagen: „Ich verkauf den an an eine dritte Instanz weiter.“ Sondern der gehört denen dann. Das ist ein Nachteil.

Ein weiterer Punkt ist, dass sie in den Verträgen vermerken, Dir immer und jeder Zeit ohne Grund kündigen zu können. Das kann bei längeren Praktika von vielleicht sechs Monaten durchaus ein Problem darstellen, wenn man dann auf einmal nichts mehr hat. Negativ finde ich auch den ganzen Administrationsaufwand. Die brauchen dann deine Lohnsteuerbescheinigung, deine Sozialversicherungsnummer, deine Immatrikulationsbescheinigung und das und das und das und am Ende bezahlen sie dich nicht mal.

F: Wenn Du ein solches Interview wie dieses führen müsstest, welche Fragen würdest Du stellen?

L: Also ich würde ganz ähnliche Fragen stellen. Vielleicht wäre ich noch mehr auf ganz bestimmte Situationen eingegangen. Ich stelle in Interviews oft gerne Fragen, die eine bestimmte Emotion hervorrufen, z.B. „Was war den Dein schlimmster Praktikumsmoment?“ Der Mensch kommt so ins Erzählen und seine Erzählung ruft Emotionen hervor. Das macht einen Text interessanter. Es geht um sehr individuelle Fragen, die einen Erzählfluss auslösen. Und durch die Geschichte und die Anekdote erfährt man nicht nur etwas über den Menschen, sondern stellvertretend auch etwas über das Thema.

F: Und was war Dein worst-case-Erlebnis während eines Praktikums?

L: Oh je, jetzt muss ich überlegen. Das sind ganz schön viele. Das schlimmste war, glaub ich, der erste Tag bei einer namhaften Landesrundfunkanstalt. Als ich da einfach saß und keiner hat mich beachtet und keiner hat mit mir geredet und ich wusste nicht, was ich machen soll. Ich saß da an meinem PC, an meinem „Arbeitsplatz“ und habe mich einfach nur total schlecht gefühlt. Weil es für mich unerträglich ist, irgendwo zu sein und es gibt nichts zu tun, wenn man eigentlich etwas machen möchte. Da fühlte ich mich fehl am Platz. Ach nee, es gab noch einen schlimmeren Moment. Das war das Abschlussgespräch mit dem Chef vom Dienst bei einer namhaften Landesrundfunkanstalt. Der hat echt wirres Zeug erzählt, auf das wir hier nicht eingehen. Das war so ein bisschen: „Schau mal wer ich bin und schau mal wer Du bist.“ Das sitzt mir noch ein bisschen im Mark. Ein echt ekelhafter Typ.

F: OK, das klingt echt unangenehm. Dieser Praktikumsplatz war echt das schlimmste. Und was war Dein schönster Praktikumsmoment?

L: Der schönste Praktikumsmoment war der Moment, als ich von dem grummeligsten Chef, den ich bisher hatte, am Ende meines Praktikums bei der Aachener Zeitung hörte, dass ich das ja ganz gut gemacht habe und dass jetzt jemand fehlen wird, wenn ich weg bin.

F: Tolle Sache. Das klingt doch mal ganz anders.

OK, wir sind am Ende. Ich danke Dir ganz herzlich für dieses tolle Interview.

L: Gerne.

Frank André Weigelt, Dr. phil. (Universität Luzern, Schweiz, 2013), M.A. (Georg-August Universität, Göttingen, Deutschland, 2006) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Post-Doc am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg. Seine Dissertation verfasste er über die Diaspora vietnamesischer Immigranten buddhistischen Glaubens in der Schweiz. Seine gegenwärtigen Arbeitsschwerpunkte umfassen die Themenkomplexe Migration, Transnationalismus und Diasporaforschung sowie Religions- und Organisationsforschung.

Laura Kingston, Studierende der Ethnologie, Universität Hamburg. Kommt aus einer kleinen Stadt am Niederrhein. Seit zwei Jahren studiert sie Ethnologie an der Uni Hamburg. Irgendwann möchte sie aber gerne in ihre Zweitheimat, England (am liebsten London) ziehen.